

Unser Kollektiv und die Kultur

Über die Kulturarbeit im Kollektiv „Marxistisch-leninistische Soziologie“, Sektion Philosophie und Kulturwissenschaften

Von Fedor Arit und Dr. Horst Friedrich

Angeregt durch den Artikel von Peter Gütler in der UZ Nr. 15/71 und im Widerspruch zu einigen seiner Auffassungen wollen wir ebenfalls mit Beispielen aus unserer Kulturarbeit zur weiteren Diskussion der Thematik des kulturvollen Arbeitens und Lebens beitragen.

Kultur beschränkt sich nicht auf Kunsterlebnis und künstlerisches Schaffen.

Diese Feststellung erscheint uns insofern als berechtigt, da im Zusammenhang mit dem Kulturbegriff bevorzugt das Verhältnis der Menschen zur Kunst assoziiert wird und die Vielfalt der kulturellen Aspekte und Bezüge unseres gesellschaftlichen Lebens bei der Entwicklung der sozialistischen Persönlichkeit oft weniger Beachtung findet. Von der marxistisch-leninistischen Philosophie wird die Kultur als eine Seite der gesellschaftlichen Lebensfähigkeit aufgefaßt, die allen Bereichen des gesellschaftlichen Lebens immanent ist, ohne jedoch mit ihnen identisch zu sein. Die Entwicklung und allseitige Herausbildung des menschlichen Wesens im ständigen Bemühen um die Erkenntnis und Beherrschung der Naturkräfte und ganz besonders der Triebkräfte des gesellschaftlichen Fortschritts – das ist der eigentliche Inhalt sozialistischer Kultur. Da der Charakter der Kultur einer jeden Gesellschaftsformation durch die Art und Weise der Teilnahme der verschiedenen Klassen und Schichten an der Produktion, Verteilung und Aneignung der materiellen und geistigen Werte bestimmt wird, was wiederum von der ökonomischen Basis, von der sozialen Gliederung und von der konkret historischen Klassenkampfsituation abhängt, besteht ein enger Zusammenhang zwischen Kultur und Politik. Das humanistische Grundanliegen aller sozialistischen Politiker, alles für das Wohl des Menschen zu tun, ist zugleich auch das generelle Grundanliegen der sozialistischen Kultur, deren Schöpfer und Nutznießer, der werktätige Mensch ist.

Kultur ist ein Wesenszug sozialistischer Lebensweise

Wenn wir von dieser These ausgehen, ist die Kultur zugleich auch ein Indikator für den Reifegrad der sozialistischen Kollektive, der sich vor allem in ihren Gemeinschaftsbeziehungen sichtbar äußert. Diese Gemeinschaftsbeziehungen realisieren sich in der Dialektik von Teil und Ganzem, wobei das Ganze das Bestimmende ist. Die Vielfalt der sozialistischen Gemeinschaftsbeziehungen erstreckt sich über viele Vermittlungen von der Gemeinschaft der sozialistischen Völker bis zur einzelnen Familie. Eine der wesentlichen Vermittlungen der sozialistischen Lebensweise, und damit auch der sozialistischen Kultur, vollzieht sich im Arbeitskollektiv, was Genosse Breschnew vor den Delegierten des XXIV. Parteitag der KPdSU als „Grundzelle der sozialistischen Gesellschaft“ bezeichnete. Den sozialistischen Wettbewerb in den Arbeitskollektiven so zu organisieren, daß die Gemeinschaftsbeziehungen zur Sowjetunion und den anderen sozialistischen Staaten in vermittelter Form für jedes Kollektivmitglied erlebbar werden, ist eine vorrangige politische und zugleich kulturelle Aufgabe.

Deutsch-sowjetische Freundschaft und Klassenolidarität bestimmen wesentlich das Kulturniveau sozialistischer Kollektive

Nadjesda Krupskaja äußerte 1932 in einem Brief an Gorki die Absicht, daß es für den Aufbau des Sozialismus nicht genüge, große Industriewerke und Landwirtschaftsbetriebe zu schaffen, sondern daß auch die Menschen wachsen müssen, und zwar sowohl an Geist als auch an Herz. Ein seinem Typ nach neues, mächtiges sozialistisches Kollektiv könne sich nur auf der Grundlage eines tiefgreifenden geistigen Zusammenschlusses und einer ebenso tiefgehenden emotionalen Annäherung und gegenseitigen Verstehens entwickeln. Im Verlauf der Geschichte hat sich dieser tiefgreifende geistige Zusammenschluß der Völker auf der Grundlage der sozialistischen Weltanschauung vollzogen, und im gemeinsamen Kampf gegen Krieg und Imperialismus ist aus der emotionalen Annäherung ein festes Freundschafts-

verhältnis mit dem starken Gefühl der internationalen Klassenolidarität gewachsen, das in den sozialistischen Arbeitskollektiven täglich erlebt werden muß, um über das Kollektiv auf andere auszustrahlen. Im Wettbewerb um den Ehrennamen „Kollektiv der Deutsch-Sowjetischen Freundschaft“ organisierte das Kollektiv eine breite Palette von Möglichkeiten, deutsch-sowjetische Freundschaft und Klassenolidarität zu üben. Dafür einige Beispiele:

– Als USA-Aggressoren in Kambodscha einfielen, schrieb das Kollektiv nicht nur einen Brief an den sowjetischen Botschafter Abrassimow, sondern es organisierte auch eine Solidaritätsblutspende.

– Als der VII. Weltkongreß der Soziologen vorbereitet wurde, beschäftigten sich einige Kollegen stärker mit der Kulturtechnik des Übersetzens und Lesens russischer Fachtexte, um zum Beispiel in einem Seminarlehrgang in Nowosibirsk frei vorzutragen oder bei Begegnungen mit sowjetischen Wissenschaftlern in der TU Dolmetscherdienste oder die Betreuung der Gäste übernehmen zu können.

– Im Ruseichklub der Sektion wurde die Gelegenheit genutzt, mit sowjetischen Gastlektoren, Aspiranten und Studenten persönliche Gespräche zu führen, Lichtbilderabende zu erleben und sowjetische Kunst kennenzulernen.

– Da es in unserem Kollektiv ein großes Interesse an Touristik gibt, fand auch der Besuch der Ausstellung „Reiseland Sowjetunion“ einen guten Anklang. Aber auch Farblichbilderabende und Berichte von den Erlebnissen im sozialistischen Ausland trugen mit dazu bei, sich als Angehörige der großen sozialistischen Völkerfamilie zu fühlen.

Kultur wird in der täglichen Arbeit erlebt und bereichert

Lenin schnitt 1923 in seinem Prawda-Artikel „Lieber weniger, aber besser“ unter anderem „gerade die Frage der Kultur an, weil in diesen Dingen nur das als erreicht gelten darf, was in die Kultur, in das Alltagsleben, in die Gewohnheiten eingegangen ist.“

Wenn wir in unserem Kollektiv erreicht haben, daß in den Dienstströmen gute arbeitsästhetische und arbeits-hygienische Bedingungen herrschen, so deswegen, weil es allmählich zur Gewohnheit kulturvollen Arbeitens gehört, daß Grümpflanzen nicht vertrocknen, daß Arbeitsmaterialien weggeräumt werden, sobald sie nicht mehr auf dem Schreibtisch gebraucht werden, daß in Besprechungen und Konferenzen nicht geraucht wird und vieles andere mehr. Es ist auch ein Zeichen von Kultur, wenn man dem anderen nicht ins Wort fällt, die Türen leise schließt oder einem Kollegen über eine niedergedrückte Stimmung hinweghilft, wenn er mal Schwierigkeiten im Betrieb oder in der Familie hat. Es gehört auch zur Arbeitskultur, daß eine Arbeitsordnung herrscht und Heftik als Unkultur bekämpft wird.

Kultur muß Freude machen

Wir stimmen mit Peter Gütler überein, daß Kultur nicht reglementiert werden darf, sondern über das Bedürfnis stimuliert werden sollte. Suchen wir also nach gemeinsamen Interessen und Bedürfnissen der Kollektivmitglieder und nutzen wir sie für die planmäßige Kulturarbeit, in die auch die Ehepartner, evtl. auch die Kinder mit einbezogen sind! In unserem Kollektiv haben wir zum Beispiel das Interesse an der Touristik für viele schöne Gemeinschaftserlebnisse genutzt. Fahrten nach Warschau, ins Riesengebirge, ins Erzgebirge usw. boten jedem Kollektivmitglied die Möglichkeit, mit eigenen Initiativen Beiträge zum Gelingen der Fahrt zu leisten, und ließen so manchen Kollegen in einer Form erscheinen, die man ihm am Schreibtisch nicht zugeordnet hätte. Es gibt im Sinne Krupskajas viele Möglichkeiten „eines tiefgreifenden geistigen Zusammenschlusses und einer ebenso tiefgehenden emotionalen Annäherung“. Suchen wir sie, und nutzen wir sie in der täglichen Arbeit und im täglichen Leben. Dann erfüllen wir auch die Forderung im Wahlspruch des Nationalrates der Nationalen Front: „Bei uns soll das Schöne nützlich und das Nützliche schön sein.“

Fünf Minuten zum Nachdenken



Oh Denkpause oder Denkanstrengung, der Griff zur Zigarette ist für viele Werkzeuge an den Schreibtischen zur unliebsamen Gewohnheit geworden. Warum reden wir darüber? Es steht viel auf dem Spiel: „In der DDR können zur Zeit im Jahr mindestens 27 000 (siebenundzwanzigtausend) vorzeitige Todesfälle auf das Konto des Zigarettenrauchens“ (Dr. med. Pönn, DHM, Heft 45). Darüber und darüber hinaus sollte man nachdenken.

Um das „Filmspielfilm 16“ der TU ist es in den letzten Jahren still geworden. Preise und Diplome sind lediglich Erinnerung an die Anerkennung, die einst Spielfilme der TU-Amateure wie „Kreuz“ und „Aus Kindertagen“ erworben haben. Jetzt ist ein neuer Anfang gemacht. Der in Arbeit befindliche Film heißt: „FÜNF MINUTEN ZUM NACHDENKEN“.

Dieser Film wird kein Spielfilm sein. Er wird als Filmproduktion ein gesellschaftliches Problem der Gegen-

wart unmittelbar aufgreifen: Das Rauchen – speziell das Rauchen am Arbeitsplatz. Kein medizinischer Aufklärungsfilm (der Raucher weiß, was er sich antut). Mit den Ausdrucksmitteln des Filmes wollen wir Denkprozesse auslösen. Auf eine Zigarettenlänge nötigen wir den Raucher, sich selbst zu betrachten, über sein Verhalten nachzudenken, und zu fragen ihn, die Konsequenz persönlicher und gesellschaftlicher Verantwortung zu sehen – die des einzelnen für die Gesellschaft und die der Gesellschaft für den einzelnen.

Warum wählte sich das Amateurfilmkollektiv beim Studentenklub der TU einen solchen Stoff? Da wäre eine äußere Ursache zu nennen: die Ausschreibung des 3. Zentralen Amateurfilmwettbewerbes des FDGB „Wer dreht den besten Arbeiterschutzfilm“ Arbeiterschutz – Technische Universität – Rauchen – fällt das zusammen? Wir meinen ja. Die Luft, welche die Schöpfer geistiger Produktivität

an den Schreibtischen und in den Versammlungsräumen atmen, ist wohl einer Erörterung durch den Arbeiterschutz wert; und ein Film, der dieses Problem anpackt, sollte ein geeigneter thematischer Vorwurf für das klinische Bemühen eines Amateurfilmkollektivs der Technischen Universität sein.

Das war auch die Meinung der Universitätsgewerkschaftsleitung. Daran entsteht dieser Film als Wettbewerbsbeitrag nicht allein unter der Aufsicht des Zentralen FDJ-Studentenklubs der TU, sondern auch, nach entsprechendem Vorschlag, im Auftrag und mit Unterstützung der Universitätsgewerkschaftsleitung. An dieser Stelle ist schon jetzt auch für die technische Hilfe der Film- und Bildstelle, der Poliklinik, und die Einsatzbereitschaft vieler Kollegen der Sektionen und gesellschaftlichen Einrichtungen unserer Universität zu danken.

Dipl.-Ing. Nützenadel,
Sektion Wasserwesen



Warum immer wieder der Griff zur Zigarette? Die Frage muß gestellt werden, denn: „Die Wissenschaft trägt nicht, Gesundheit, Schaffenskraft, Lebensfreude – das wird untergraben.“



Man weiß das – und raucht trotzdem! Und fühlt sich nicht einmal wohl dabei! Warum immer wieder der Griff zur Zigarette? Fotos: Nützenadel

Körperkultur und Sport – wichtiges persönliches und gesellschaftliches Anliegen

III.

In der „UZ“ 16/71 haben wir das Gesetz der Ökonomie der Zeit im Zusammenhang mit der praktischen Sportausübung gebracht. Weil sich nun aber das Argument „Ich habe keine Zeit für den Sport“ so hartnäckig behauptet, und zwar gerade bei denjenigen Menschen, die noch gar nicht die Probe aufs Exempel gemacht haben und deshalb eigentlich darüber gar nicht urteilen können, wollen wir uns heute nochmals mit diesem Problem beschäftigen. Wir können das hier aus Platzmangel nicht umfassend tun und wollen uns daher auf eine Frage konzentrieren, nämlich: Kann die sportliche Betätigung die Lernarbeit direkt unterstützen, ohne daß dabei zusätzliche Zeit investiert werden muß?

Mit dieser Frage berühren wir das wichtige Gebiet der psychischen Hygiene und Technik der geistigen Arbeit (übrigens ein Gebiet, wo die meisten Studierenden im Interesse der weiteren Rationalisierung und Effektivität des Studiums ihre Kenntnisse erweitern müssen). Zunächst verweisen wir auf eine allgemeine Erfahrung, die Professor Dr. med. Findeisen in seinem „10. Gesundheitsbrief“ folgendermaßen wiedergibt: „... kurze Unterbrechung der geistigen Arbeit durch einige gymnastische Übungen ... verbleiben zu neuer Frische, kosten nichts und sind dienlicher als beispielsweise der bei vielen zur Gewohnheit gewordene Kaffee.“¹⁾ Diese Tatsache, die jeder leicht an sich selbst nachprüfen kann, gründet sich auf ein kompliziertes, aber weitgehend erforschtes physiologisches Geschehen, dessen Wirkung man mit dem Begriff „aktive Erholung“ zusammenfaßt: Es zeigt sich nämlich, daß – genügend Schlaf vorausgesetzt – bei angestrengter geistiger Tätigkeit eingeschobene aktiv gestaltete Erholungspausen, also Körperübungen, zu einer rascheren und vor allem gründlicheren und dauerhafteren Regeneration der Arbeitskraft führen, als es die passive Erholung, zum Beispiel das entspannende Nicht-tun, vermag. Diese interessante Erscheinung sucht ihre Erklärung darin, daß einerseits durch eine gesteigerte Durchblutung des Organismus, wie sie bei sportlicher Betätigung auftritt, Ermüdungsprodukte quasi „fortgespült“ werden, daß andererseits die angemessene körperliche Tätigkeit durch ihren starken ablenkenden Reiz kein unerwünschtes erholungsbeeinträchtigendes Nachklingen der bis her geübten geistigen Tätigkeit (also des Nicht-ganz-Lösen-Könnens vom Problem) aufkommen läßt. Repräsentative Experimente haben bestätigt, daß bei günstiger Pausenfrequenz, -länge und -gestaltung (durch Körperübungen) tatsächlich etwa in sieben Lernstunden qualitativ und quantitativ zumindest die gleichen Arbeitsergebnisse erreicht werden können, wie in acht bis neun Stunden bei ungenügenden Pausen und passiver Pausengestaltung! Die aktive Erholung bringt also einen beträchtlichen Zeitgewinn! Und dabei ist der zusätzliche Gewinn durch die Körperübung – die gesundheitliche Wirkung, die Steigerung des Wohlbefindens – noch nicht einmal in Rechnung gesetzt! – Selbstverständlich darf es sich bei den Pausenübungen nur um anregende Körperübungen, die nicht zur akuten Erschöpfung führen, handeln. Anstrengende, ja sehr anstrengende körperliche Tätigkeit ist an anderer, passenderer Zeit nützlicher. Prof. Dr.-Ing. Feschel hatte dazu folgendes Rezept: „Ich erinnere mich“, so sagte er, „daß ich mich auf das Fahrrad setzte, wenn ich abends geistig überanstrengt war, um mich eine Stunde lang auf dem Sportplatz körperlich müde zu machen. Nach gründlichem Schlaf holte ich am nächsten Morgen schnell auf, was ich am Abend nicht mehr bewältigt hatte.“²⁾

Das wäre eine der vielfältigen Möglichkeiten, welche wir wählen, das ist nicht ausschlaggebend – wichtig aber ist, daß wir überhaupt regelmäßig Sport treiben und uns dabei viel bewegen. (Es heißt nicht umsonst: Lauf dich gesund!).³⁾ Die sogenannte Abnutzungstheorie – das heißt, wer viel arbeitet, verbraucht sich schnell, analog der Maschine – hat für den Menschen keine Bestätigung gefunden. Von sowjetischen Forschern konnte sogar festgestellt werden, daß anhaltende Unterforderung sich fast noch ungünstiger auswirkt als Überforderungen.⁴⁾ Es stimmt schon: Wer rastet, der rostet!

¹⁾ Findeisen, D. G. B. Gesundheitsbriefe, 1. Folge 1969, der Päd. Hochschule Potsdam, S. 35
²⁾ Feschel, Horst, Diskussionsbeitrag zur Zentralen Konferenz über Studentensport in der DDR am 1. und 2. Juni 1971 in Weimar (Sept. Protokoll)
³⁾ Findeisen, D. G. B. S. 8, O. S. 38